

Kultur als Refugium in einer krisenhaften, unübersichtlichen Welt?

Krisenerleben und Nutzung kultureller Einrichtungen in der Bevölkerung – Empirische Befunde

Kultur – ein Ort der Selbstvergewisserung?

Ist Kultur für die Menschen in der Krise ein Ort der Selbstvergewisserung und der Stabilität? Viele Akteure aus dem Bereich von Theater und Kultur gehen davon aus. Und für die Kulturpolitik gehört diese These oftmals zum legitimatorischen Selbstverständnis. Die kulturellen Einrichtungen, denen man diese Funktionen zugeschrieben hat, decken ein breites Spektrum ab, das von den Museen bis hin zu den Theatern reicht. Museen werden als »Orte der Selbstvergewisserung ... in einer immer unübersichtlicher werdenden Zeit« bezeichnet (DW-TV, 30.1.2010) und der Museumsboom, den man wahrzunehmen meinte, wird als Folge der Tatsache gewertet, dass die Menschen »gültige Werte in einer schnelllebigen Zeit« suchten (*Berliner Zeitung* 16.12.2000). In ähnlicher Weise ist das Theater als Ort der Zuflucht und der Stärkung individueller Identität beschrieben worden – so z.B. von Ulrich Khuon, Intendant des Berliner Deutschen Theaters und Chef der Künstlerabteilung des Deutschen Bühnenvereins, wenn er argumentiert, Stadttheater seien gerade in notleidenden Gemeinden Orte der Identitätsstiftung, der Integration von Randgruppen und ein Symbol des Zusammenhalts (*Der Spiegel*, Nr. 13, 2010: S.126).

Dementsprechend verbinden nicht wenige Theaterleute mit der Krise und der Unsicherheit auch eine Hoffnung auf steigendes Besucherinteresse: »Die zunehmende Instabilität bietet dem Theater ... eine große Chance, weil die Gesellschaft Ankerpunkte brauchen wird ... In einer stetig wachsenden Unsicherheit wird man sich irgendwo festhalten wollen« (Tim Stromberg, in: *Theater heute*. Jahrbuch 2003, S. 21).

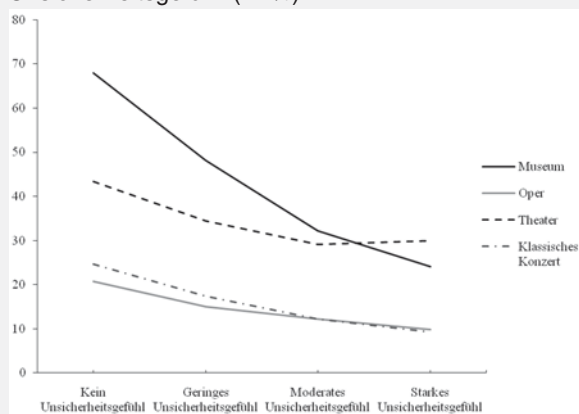
Kultur als Orte der Selbstvergewisserung in Zeiten gesellschaftlicher und individueller Verunsicherung zu betrachten, ist nicht neu: Man hat entsprechende Funktionen der Kultur

auch schon in früheren Zeiten zugeschrieben – wenn auch hier vor dem Hintergrund spezifischer gesellschaftlicher und historischer Konstellationen (vgl. z.B. Niemöller 2004). Dass einzelne Menschen in Zeiten der Verunsicherung in der Kultur einen Halt finden können oder die Kultur unter bestimmten Umständen einen zentralen Stellenwert für die Gesellschaft erlangt, um Verluste oder Niederlagen

Über die Bedürfnisse und Erwartungen der Besucher und Zuschauer wissen wir bislang freilich nur recht wenig, weil Besucherforschung in kulturellen Einrichtungen ein kümmerliches Dasein fristet und derartige Fragen in der Regel ausgeblendet bleiben. Die wenigen verfügbaren Daten zum Theater- und Opernbesuch wecken Zweifel daran, dass man heutzutage generell, ohne nähere Einschränkungen, von einer hohen Übereinstimmung zwischen den Bedürfnissen und Erwartungen auf Seiten der Rezipienten einerseits und dem kulturellem Angebot in Form der Auführungspraxis andererseits ausgehen kann (vgl. Reuband und Mishkis 2005, Reuband 2010b). Dass muss zwar selbst dann auf Seiten des Besuchers ein gewisses Maß an Zufriedenheit nicht ausschließen, wenn die Inszenierung den eigenen Präferenzen nicht entspricht (Reuband 2005), aber es bleibt doch bei ihnen ein Rest an Unbehagen bestehen.

Museen sind im Hinblick auf die Bedürfnisse der Besucher im Allgemeinen besser positioniert als Opernhäuser oder Theater. Denn an vielen Orten – zumal in den Großstädten – gibt es eine Vielzahl von Museen mit differenzierten Angeboten. Selbst wenn es nur ein einziges Museum vor Ort geben sollte, ist in der Regel die Optionsvielfalt gewahrt: denn

Abbildung: Besuch kultureller Einrichtungen in Düsseldorf mehrmals im Jahr in Abhängigkeit vom Unsicherheitsgefühl (in %)



Frageformulierung zur Messung des Unsicherheitsgefühls: »In diesen Tagen ist alles so unsicher geworden, dass man auf alles gefasst sein muss«; Antwortkategorien: »stimme überhaupt nicht zu« (=kein Unsicherheitsgefühl), »stimme eher nicht zu« (=geringes Unsicherheitsgefühl), »stimme eher zu« (=moderates Unsicherheitsgefühl), »stimme voll und ganz zu« (=starkes Unsicherheitsgefühl).

zu kompensieren, steht in der Tat außer Frage. Doch bedeutet dies auch, dass Prozesse der Verunsicherung die Menschen allgemein dazu bringen, in der Kultur einen Halt zu finden? Ist Kultur ein Refugium, in das sich Menschen begeben, um innere Sicherheit und Identität zu erlangen? Gilt dies für die Gegenwart?

Bedürfnisse, Erwartungen und Wahlmöglichkeiten

Ob Kultur für die Menschen heutzutage eine Kompensationsfunktion erlangen kann, ist zweifellos maßgeblich davon abhängig, was die Menschen für Bedürfnisse haben, was sie in dieser Hinsicht von den jeweiligen Kultureinrichtungen erwarten und was diese Kultureinrichtungen leisten. Wer sich in einem Zustand der Verunsicherung befindet, ist womöglich wenig daran interessiert, im Theater blutrünstige Gemetzel zu erleben oder postmoderne Inszenierungen, die sich ihm in ihrem Sinn nicht erschließen, sondern sogar weiter verwirren.

innerhalb des Museums findet sich üblicherweise eine Ausdifferenzierung unterschiedlicher Stilrichtungen, denen man sich dem eigenen Kunstgeschmack gemäß selektiv zuwenden kann. Hinzu kommen Sonderausstellungen, die sich in regel- oder unregelmäßigen Abständen unterschiedlichen Themen widmen. Bei Theatern oder Opernhäusern – besonders denen, die sich einem spezifischen Konzept verschrieben haben (das nicht selten mehr an systemimmanenten Kriterien des Kulturbetriebs orientiert ist als an den Bedürfnissen der Besucher) – ist die Optionsvielfalt für die Besucher oft weniger oder gar nicht gegeben.

Fragestellung und methodisches Vorgehen

Ungeachtet dessen, ob Bedürfnisse und Erwartungen im Angebot der Kultureinrichtungen eine Entsprechung finden, stellt sich die Frage, ob es denn überhaupt zutrifft, dass



Dr. Karl-Heinz Reuband ist Professor für Soziologie am Institut für Sozialwissenschaften der Heinrich-Heine Universität Düsseldorf. Seine Forschungsschwerpunkte umfassen die Kultursoziologie, Soziologie sozialer Probleme, sozialen und kulturellen Wandel sowie Methoden der empirischen Sozialforschung.

Krisenerleben eine Hinwendung zur Kultur begünstigt. Wir wollen dieser Frage im Folgenden auf dem Hintergrund einer repräsentativen Bevölkerungsbefragung nachgehen. Sie gründet sich auf eine Zufallsstichprobe aus dem Einwohnermelderegister der Stadt Düsseldorf und umfasst Personen mit deutscher Staatsangehörigkeit von 18 Jahren und älter.¹ Insgesamt rund 1.000 Personen wurden im Rahmen einer postalischen Erhebung befragt (vgl. eingehender dazu Reuband 2006). Ermittelt wurde, wie häufig im Jahr in Düsseldorf gewöhnlich Aufführungen in der Oper, klassische Konzerte, Theater und Museen besucht werden. Die entsprechenden Antwortmöglichkeiten reichten von »mehrmals die Woche« bis »nie« und mehreren Abstufungen dazwischen.

Zur Messung der Verunsicherung dienten drei Fragen, die sich in der Vergangenheit in der sozialwissenschaftlichen Forschung als Indikatoren für Verunsicherung (»Anomie«) bewährt haben. Sie setzen jeweils etwas unterschiedliche Akzente und haben doch eines gemeinsam: sie spiegeln ein Gefühl tiefgreifender Verunsicherung, bezogen auf die Gegenwart und die Zukunft wider: »So wie die Zukunft aussieht, kann man kaum noch verantworten, Kinder auf die Welt zu bringen«, »In diesen Tagen ist alles so unsicher geworden, das man auf alles gefasst sein muss«, »Das Leben ist heute so kompliziert geworden, das ich mich fast nicht mehr zurechtfinde«.

Verunsicherung und Nutzung von Kultureinrichtungen

Sollte es stimmen, dass allgemeine Verunsicherung den Besuch kultureller Einrichtungen begünstigt, müsste sich dies in entsprechenden Zusammenhängen niederschlagen: je stärker die Verunsicherung, desto häufiger die Nutzung der jeweiligen Einrichtungen. Dies jedoch ist, so zeigen erste Analysen auf der Basis unserer Erhebung, nicht der Fall. Es gilt das Gegenteil. Wie man den Daten entnehmen kann, nimmt die Häufigkeit des Besuchs mit zunehmender Verunsicherung ab: Wo z.B. dem Satz »voll und ganz« zugestimmt wird, dass es »in diesen Tagen alles so unsicher geworden [sei], dass man auf alles gefasst sein muss«, gaben 24 Prozent der Befragten an, sie würden mehrmals im Jahr ein Museum in Düsseldorf besuchen. Wo dem Satz »überhaupt nicht« zugestimmt wurde, liegt die entsprechende Quote hingegen bei 68 Prozent. Befragte, die dem Satz eingeschränkt zustimmten oder ablehnten, nahmen eine Mittelstellung ein (s. nebenstehende Abbildung).

Was hier in den Befunden als Beziehung offenbar wird, lässt sich ebenfalls zeigen, wenn man sich der anderen beiden Indikatoren zur

Messung von Verunsicherung bedient. Der Zusammenhang lässt sich für alle aufgeführten Kultureinrichtungen belegen: für das Opernhaus ebenso wie für klassische Konzerte, Theater und für Museen. In allen diesen Fällen reduziert – und nicht etwa erhöht – das Gefühl von Verunsicherung die Häufigkeit, mit der diese Einrichtungen besucht werden. Nun ist das Gefühl von Verunsicherung allerdings nicht von sozialen Merkmalen der Befragten unabhängig: Besonders schlecht Gebildete – die insgesamt auch seltener als besser Gebildete die Kultureinrichtungen nutzen – zeichnen sich durch höhere Grade der Verunsicherung aus. Damit wäre denkbar, dass der beobachtete Zusammenhang gar nicht auf den Effekt der Verunsicherung zurückgeht, sondern primär

Ausmaß der Verunsicherung aus. Die Verunsicherung – die »Anomie« – messen wir über eine Skala, in der die drei oben genannten Indikatoren für Verunsicherung zusammengefasst sind. Die Messqualität wird dadurch erhöht. Als Mittel der statistischen Analyse verwenden wir die lineare Regressionsanalyse. Dabei geben die standardisierten Regressionskoeffizienten die Stärke des Effekts an. Sie können zwischen 0 und 1 variieren, wobei gilt: je höher der Wert, desto größer der Effekt der jeweiligen Variable.

In der nebenstehenden Tabelle sind die entsprechenden Ergebnisse der Analysen zusammengefasst. Wie man ihr entnehmen kann, wirken sich am häufigsten – und statistisch durchaus bedeutsam – mit jeweils unterschiedlichem Gewicht die Merkmale Alter und Bildung

auf die Häufigkeit der Nutzung der kulturellen Einrichtungen aus: je höher die Bildung und je höher das Alter, desto häufiger die Nutzung. Des Weiteren lässt sich bei manchen Einrichtungen ein Einfluss des Einkommens oder des Berufsprestiges nachweisen: danach begünstigten ein höheres Einkommen und der berufliche Status den Besuch. Für das Merkmal Geschlecht lässt sich nur in einem Fall ein Effekt feststellen: Frauen nutzen im Fall der Theater etwas häufiger das kulturelle Angebot. Auf eine nähere Diskussion dieser Befunde verzichten wir freilich an dieser Stelle und verweisen auf die Diskussion an anderem Ort (Reuband 2006). Hier ist allein von Interesse, wie sich die Verunsicherung – die »Anomie« – auswirkt. Dabei zeigt sich durchgängig: je größer die Anomie, desto seltener der Besuch der kulturellen Einrichtung. Betroffen davon sind der Besuch der Oper ebenso wie der Besuch klassischer Konzerte, der Theater und der Museen. Mit anderen Worten: Verunsicherung führt nicht zur Hinwendung zur Kultur, sondern im Gegenteil zum Rückzug!

Vertiefende Analysen zeigen, dass Anomie einen Teil seines Effekts auf die kulturelle Nutzung über einen Einfluss auf die kulturellen Interessen ausübt – gemessen am Interesse an Literatur bzw. Kunst/Malerei – dass jedoch unabhängig davon ebenfalls die Anomie einen eigenständigen, bedeutsamen Effekt ausübt und dies in statistisch signifikantem Maße. Des Weiteren wird offenbar: Der Effekt der Anomie ist dort am stärksten, wo das Potential für den Besuch auch am größten ist. Bei der der Oper oder klassischen Konzerten ist dies unter den Liebhabern von Opern und klassischer Musik der Fall, beim Museumsbesuch unter den Liebhabern von Kunst und Malerei.²

Natürlich stellt sich die Frage, ob das beschriebene Muster etwa nur für Düsseldorf zum Zeitpunkt der Erhebung typisch war oder gar auf diese Stadt beschränkt ist. Zum Glück verfügen wir über weitere, vergleichbare Düssel-

Tabelle: Einfluss sozialer Merkmale und von Anomie auf die Häufigkeit des Besuchs kultureller Einrichtungen (standardisierte Koeffizienten der linearen Regressionsanalyse)

	Museum	Theater	Klass. Konzert	Oper
Geschlecht	.06	.10 ***	.05	.04
Alter	.12 ***	.14 ***	.31 ***	.31 ***
Bildung	.32 ***	.16 ***	.31 ***	.18 ***
Berufsprestige	.06	.11 **	.12 **	.11 **
Einkommen	.06	.15 ***	.06	.08 *
Anomie	-.16 ***	-.09 ***	-.15 ***	-.16 ***
r ²	.19	.14	.23	.18

Statistische Signifikanz: * p<0,05 **p<0,01 ***p< 0,001

Frageformulierung zur Nutzung der Kultureinrichtungen: »Wie häufig gehen Sie in Düsseldorf in die Oper – in ein klassisches Konzert – in ein Museum – in ein Theater«

Codierung der Häufigkeit der Besuche: »Nie« = 1, bis »Mehrmals pro Woche« = 7; Einkommen = Netto-Einkommen des Haushalts; Berufsprestige = Berufsprestige des Haushaltsvorstands (Zuweisung von Prestigewerten auf der Basis der Berufskategorie); Alter in Jahren; Geschlecht (Mann = 1, Frau = 2); Bildung (Volks-/Hauptschule = 1, Realschule = 2, Fachabitur = 3, Abitur = 4); Anomie auf Basis von Skala, in der Indikatoren zusammengefasst sind (siehe Formulierungen im Text). In Analyse paarweiser Ausschluss von Werten.

aus der Tatsache erwächst, dass sich schlechter Gebildete überproportional in der Kategorie der Verunsicherten konzentrieren. Es könnte sich, mit anderen Worten, um eine »Scheinbeziehung« handeln.

Man kann die Frage genauer klären, wenn man die sozialen Merkmale, die den Zusammenhang herstellen könnten, als Kontrollmerkmale in der Analyse berücksichtigt. Zu diesem Zweck führten wir die Merkmale Geschlecht, Alter, Bildung, Nettohaushaltseinkommen und Berufsprestige des Haushaltsvorstands in die Berechnungen ein. Alle diese Merkmale haben sich – mit jeweils unterschiedlichem Gewicht – als bedeutsam für die Häufigkeit der Nutzung kultureller Einrichtungen erwiesen (vgl. Reuband 2006). Mehrere von ihnen üben auch einen Einfluss auf das

dorfer Erhebungen aus neuerer Zeit. Sie enthalten ebenfalls Fragen zur Häufigkeit des Museumsbesuchs, des Opernbesuch und des Besuchs klassischer Konzerte. Und sie differenzieren im letztgenannten Fall zudem zwischen klassischen Konzerten im städtischen Konzertsaal der Stadt (»Tonhalle«) und anderswo. Darüber hinaus wurde in einer unserer neueren Erhebungen statt nach dem Museumsbesuch allgemein auch nach dem Besuch von Kunstmuseen gefragt (vgl. Reuband 2010a). Dies ist in unserem Zusammenhang insofern bedeutsam, als man argumentieren könnte, dass es vor allem die Kunstmuseen sind, welche die Hochkultur in den Museen repräsentieren, weswegen sich bei ihnen am ehesten die postulierte Kompensationsfunktion der Kunst zeigen müsste. Doch die Analysen zeigen einmal mehr: Der beschriebene Effekt der Anomie auf die Häufigkeit des Besuchs bleibt in allen diesen Fällen bestehen.³

Schließlich verfügen wir noch über Befunde aus einer Befragungsserie, die mehrere west- und ostdeutsche Städte (Hamburg, Kiel, Stuttgart, München und Dresden) umfasst und das gleiche Spektrum an kulturellen Einrichtungen einbezieht wie unsere Düsseldorfer Erhebungen. Durchgeführt wurden diese Städte-Erhebungen methodisch in gleicher Weise wie die Düsseldorfer Befragungen, mit dem gleichen Befragungsinstrumentarium sowohl in Bezug auf die erfragte Häufigkeit der Nutzung der Kultureinrichtungen als auch die Messung der sozialen Merkmale und der Anomie.⁴ Als wichtigstes Ergebnis dieser Analysen ist festzuhalten: Was wir in Düsseldorf als Effekt der Anomie auf die Nutzung der kulturellen Einrichtungen fanden, erbringen – mit zwei de facto vernachlässigswerten Ausnahmen – ebenfalls diese Untersuchungen. Die Düsseldorfer Ergebnisse sind also kein Sonderfall.

Was bleibt als Fazit? Krisenerleben individueller und gesellschaftlicher Art, festgemacht an

allgemeiner Verunsicherung der Bürger, begünstigt nicht den Kulturbesuch, sondern hemmt ihn. Damit ist nicht gesagt, dass es für einzelne Nutzer kultureller Einrichtungen nicht möglich ist, in der Kultur das zu finden, was er sucht und ihm einen Ausgleich und Stabilität gibt. Gesagt ist damit nur, dass man kaum erwarten kann, dass Krisenerleben und Verunsicherungen zu einem Aufschwung des Interesses an Kultur und vermehrter Nutzung kultureller Einrichtungen führen. Eher ist das Gegenteil der Fall: ein Rückzug des Einzelnen auf sich selbst.

Karl-Heinz Reuband

- 1 Die Erhebung fand im Jahr 2004 statt und war Teil eines größer angelegten Projekts des Verfassers zur kulturellen Partizipation, finanziert von der Fritz Thyssen Stiftung (AZ 20,030.080).
- 2 So beläuft sich z.B. der entsprechende standardisierte Regressionskoeffizient unter denen, die sich »sehr« oder »stark« für Kunst/Malerei interessieren, auf $-.30$ ($p < 0,001$), bei denen, die sich »mittel« stark dafür interessieren, auf $-.11$ ($p < 0,01$) und bei denen, die sich »wenig« oder »überhaupt nicht« interessieren auf $-.03$ (n.s.). Im Fall des Besuchs klassischer Konzerte beläuft sich der Koeffizient bei denen, die klassische Musik »sehr gut« oder »gut« finden, auf $.14$ ($p < 0,01$), die sie »mittel« finden, auf $.14$ ($p < 0,01$) und die sie »weniger gut« oder »überhaupt nicht gut« finden, auf $-.03$ (n.s.).
- 3 Basis sind Erhebungen aus den Jahren 2007 und 2009.
- 4 Die Erhebungen fanden im Jahr 2002 statt. Die Ausnahmen betreffen Stuttgart im Fall des Theaterbesuchs und Hamburg im Fall des Opernbesuchs. In beiden Fällen stimmt die Richtung der Beziehung mit der Richtung der bisherigen Befunde überein. Der Effekt ist jedoch zu schwach, um statistische Signifikanz zu erreichen. Dass die schwachen Beziehungen nicht für diese Erhebung spezifisch sind, darauf verweisen Ergebnisse einer eigenen Hamburger Erhebung aus dem Jahr 2008. Danach gilt ebenfalls, dass es einen Effekt der Anomie auf den Opernbesuch der Tendenz nach gibt, statistische Signifikanz jedoch nicht erreicht wird. In einer analogen Hamburger Erhebung von uns aus dem Jahr 2004 liegt der Wert freilich höher und erreicht auch statistische Signifikanz.

Literatur

- Niemöller, Klaus Wolfgang (2004): »Kultur als nationale Selbstvergewisserung. Die Musik und die Jahrtausendfeiern im Rheinland 1925«, in: H. Loos und S. Keym (Hrsg.): *Nationale Musik im 20. Jahrhundert: kompositorische und soziokulturelle Aspekte der Musikgeschichte zwischen Ost- und Westeuropa*, Leipzig: Gudrun Schröder Verlag, S. 447–456
- Reuband, Karl-Heinz (2005): »Moderne Opernregie als Ärgernis? Eine Fallstudie über ästhetische Bedürfnisse von Zuschauern und Paradoxien in der Bewertung »moderner« Inszenierungen«, in: Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft (Hrsg.): *Jahrbuch für Kulturpolitik 2005. Band 5. Thema: Kulturpublikum*, Essen: Klartext Verlag, S. 251–268
- Reuband, Karl-Heinz (2006): »Teilhabe der Bürger an der »Hochkultur«. Die Nutzung kultureller Infrastruktur und ihre sozialen Determinanten, in: Alfons Labisch (Hrsg.): *Jahrbuch der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf 2005/06*, Düsseldorf 2006, S. 263–283 [ebenfalls www.uni-duesseldorf.de/Jahrbuch/2005]

- Reuband, Karl-Heinz und Mishkis, Angélique (2005): »Unterhaltung versus Intellektuelles Erleben. Soziale und kulturelle Differenzierungen innerhalb des Theaterpublikums«, in: Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft (Hrsg.): *Jahrbuch für Kulturpolitik 2005. Band 5. Thema: Kulturpublikum*. Essen: Klartext Verlag, S. 235–250
- Reuband, Karl-Heinz (2010a): »Sinkende Nachfrage als Determinante zukünftiger Museumskrisen? Der Einfluss von Alter und Bildung auf den Museumsbesuch und kulturelle Interessen«, in: *KM. Das Monatsmagazin von Kulturmanagement Network*, Nr. 41, Themenschwerpunkt »Museum in der Krise«, S. 21–28 [www.kulturmanagement.net]
- Reuband, Karl-Heinz (2010b): »Erwartungen an den Opernbesuch und bevorzugte Inszenierungsstile. Eine empirische Analyse der ästhetischen Präferenzstrukturen von Opernbesuchern«, in: Sigrid Bekmeier-Feuerhahn u.a. (Hrsg.): *Jahrbuch für Kulturmanagement 2010*, Bielefeld: Transcript Verlag (erscheint demnächst)